

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1996)

Artikel: "Etwas ist faul in der Stadt" : Wenn die Arbeitswelt bröckelt, wird die Lebenswelt kostbar. Perspektiven einer zukünftigen Urbanität
Autor: Sennet, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Richard Sennett

„Etwas ist faul in der Stadt“

Wenn die Arbeitswelt bröckelt, wird die Lebenswelt kostbar:
Perspektiven einer zukünftigen Urbanität

Das Wort „neu“ gehört zu den Wörtern der englischen Sprache, die am häufigsten mißbraucht werden. Heute jedoch stehen wir wirklich am Anfang einer neuen Ära. Sie hat die arbeitenden Menschen genauso verwandelt wie die Orte, an denen sie leben, und das auf eine Art und Weise, die man sich vor nur zwanzig Jahren noch gar nicht hätte vorstellen können.

Die großen Bürokratien und Regierungshierarchien schienen damals fest eingewurzelt, Produkte einer jahrhundertlangen ökonomischen Entwicklung und der Herausbildung von Nationalstaaten. Man sprach von „Spätkapitalismus“ oder „voll entwickeltem Kapitalismus“, als seien ältere Wachstumskräfte nun in eine Phase des Endspiels eingetreten. Inzwischen hat ein neues Kapitel begonnen: Elefantenhaft angeschwollene Regierungen und Firmenverwaltungen gewinnen an Flexibilität und verlieren an Sicherheit; sie bedienen sich neuer Technologien, um global miteinander in Kontakt zu treten, und entledigen sich intern immer neuer Schichten von Managern und qualifizierten Beschäftigten. Arbeit hat sich von festgelegten Funktionen und klaren Karrierepfaden auf beschränktere und wechselnde Aufgaben verlagert. Die Arbeit liefert dem Arbeitenden keine stabile Identität mehr.

Dank dieser ökonomischen Veränderungen hat auch der Ort seine Bedeutung verändert. Orte haben an Identität verloren; ihre Bevölkerung ist aufgrund der Auswirkungen der globalen Arbeitskräftewanderungen immer vielfältiger zusammengesetzt; in diesem Sinne hat der Ort an Macht verloren, weil das entstehende ökonomische Netz sich nationalen oder lokalen Kontrollen entzieht. In früheren Generationen war Sozialpolitik auf die Überzeugung gegründet, Nationen – und innerhalb der Nationen die Städte – könnten ihre eigenen Geschicke kontrollieren; heute öffnet sich eine Kluft zwischen dem politischen Gemeinwesen und der Ökonomie.

Diese großen Veränderungen im modernen Kapitalismus haben ebenso weitreichende kulturelle Konsequenzen. Zum Beispiel wird bereits jetzt deutlich, daß mitten im ma-

teriellen Wachstum viele arbeitende Menschen verstärkt eine Empfindung persönlichen Scheiterns erfahren, daß sie sich für nutzlos halten, für randständig, relativ früh schon für verbraucht. Die neue ökonomische Ordnung höhlt das Selbstwertgefühl nicht nur auf dem Markt aus, sie untergräbt auch die Institutionen, die Menschen traditionell vor dem Markt schützten. Deshalb suchen die Menschen nach Ausgleich an den Orten, an denen sie leben: persönliches Ansehen an ihrem Wohnort, wenn schon nicht mehr am Arbeitsplatz, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und Stabilität in der Gemeinde, wie es in den großen, ständig umstrukturierten und weiterverkauften Firmen nicht mehr zu finden ist.

Weil aber Orte, seien sie groß oder klein, nicht autark sind, können sie in Wirklichkeit gar nicht die sozialen Kompensationen liefern, nach denen die Menschen suchen. Und wenn sich Stadtviertel, Städte oder Nationen zu defensiven Zufluchtorten gegen eine feindliche Welt entwickeln, dann kann es auch dazu kommen, daß sie sich Symbole des Selbstwert- und Zugehörigkeitsgefühls nur noch mittels Praktiken der Ausgrenzung und Intoleranz zu verschaffen vermögen.

Aber aus der großen ökonomischen Umwandlung, die wir derzeit miterleben, könnte auch etwas Besseres entstehen. Arbeit bietet dem Ich einen problematischen Rahmen, denn sie tendiert dazu, weltlichen Erfolg und persönlichen Wert gleichzusetzen. Scheitern muß aber nicht unbedingt eine katastrophale Erfahrung sein; Menschen lernen im Scheitern oft ihre Grenzen kennen, oder sie lernen endlich, andere wahrzunehmen, die sie früher nur als Werkzeuge ihres eigenen Willens betrachteten. Zu den Konsequenzen im staatsbürgerlichen Sinne gehört es, daß aufgewählte Schicksale die Menschen dazu bewegen können, sich selbst nicht mehr als bloß ökonomische Wesen zu begreifen, sondern eine gewisse Distanz zwischen sich und ihre materiellen Umstände zu legen.

Das hoffte vor einer Generation auch Hannah Arendt, als sie in „Vita activa“ ihre berühmte Unterscheidung zwischen Arbeit und Politik traf. Sie hoffte, im städtischen Leben könnten Menschen ein gemeinschaftliches Leben führen, das nicht bloß ihr persönliches Glück spiegele beziehungsweise präge. Heute sprechen die Unsicherheiten der neuen Wirtschaft mehr denn je für ein Ich wie für eine Existenz, die nicht mehr an die Arbeitsbedingungen gebunden sind. Aber das kann weder in den klassischen Städten

Stadt – im Prozeß der Objektivierung
als materielles Eigentum und im
Prozeß des Aufbaus inkorporierter
Formen als kulturelles Kapital
(Pierre Bourdieu)
Berlin, Potsdamer Platz, 1996
Foto: Lukas Roth

geschehen, die Arendt bewunderte, noch in defensiven, nach innen gerichteten Gemeinschaften.

Die moderne Technologie verspricht, die Routinearbeit in das Innere der neuen Maschinen zu verlagern, und dieses Versprechen hält sie sogar. Rein technologisch gesehen könnte man daher behaupten, die Arbeitsteilung gehe ihrem Ende entgegen und mit ihr verschwinde ein menschliches Übel der alten Ordnung. Aber in Wirklichkeit „dequalifiziert“ die neue Technologie die Arbeitenden, die nun als elektronische Hausmeister roboterähnlicher Maschinen komplexe Aufgaben, die Arbeiter vormals selbst erledigten, nur noch überwachen.

Eine noch brutālere Trennung liegt heute in der Arbeitsteilung zwischen Arbeitenden und Arbeitslosen; viele Menschen sehen sich von Routineaufgaben befreit, nur um sich selbst als nutzlos oder zumindest als unterfordert zu empfinden, besonders im Kontext des globalen Arbeitskräfteangebots. Es gibt keine einfache geographische Trennung mehr zwischen der qualifizierten Ersten und der unqualifizierten Dritten Welt; durchaus brauchbare Computerprogramme zum Beispiel werden in Bombay geschrieben, um zwei Drittel billiger als in den Büros von IBM.

Das Gespenst der Nutzlosigkeit überschattet heute auch das Leben gebildeter Menschen der Mittelklasse und beschert ihnen das weniger glücklichen Arbeitern vertraute Problem: Es gibt zu viele qualifizierte Ingenieure, Programmierer, System-Analytiker, ganz zu schweigen von Anwälten, Betriebswirten, Verkäufern von Sicherheitsanlagen. Die Jungen leiden besonders grausam unter dem Gefühl der Nutzlosigkeit, da ein ständig sich ausdehnendes Ausbildungssystem sie immer differenzierter auf Arbeitsplätze vorbereitet, die es nicht gibt.

Die Rhetorik des modernen Managements versucht tatsächlich, die Machtverhältnisse in der neuen Wirtschaft zu tarnen, indem sie den Beschäftigten das Gefühl zu vermitteln sucht, sie seien selbstbestimmte Subjekte; manche Manager verhalten sich nicht mehr als Aufseher, sondern eher als Trainer. [...]

In der Moderne übernehmen die Menschen die Verantwortung für ihr Leben, weil sie den Eindruck haben, es hänge von ihnen ab. Aber wenn die Kultur der Moderne mit ihren Prinzipien persönlicher Verantwortung und zielgerichteten Lebens in eine Gesellschaft ohne institutionelle Schutzräume mitgeschleppt wird, ist nicht Stolz oder Selbstwertgefühl die Folge, sondern eine Dialektik des Scheiterns mitten

im Wachstum. Gibt es einen Weg, diese Bürde zu erleichtern?

Ein eigener Platz in der Welt macht das menschliche Tier zu einem sozialen Wesen. Im Idealfall könnten wir uns wie Hannah Arendt eine Stadt vorstellen, in der sich Loyalität und Verantwortung entwickeln lassen, befreit von der Bürde der materiellen Umstände und ihrer subjektiven Interpretation. Aber solch ein idealer Ort hat mit Formen moderner Gemeinschaft nur wenig zu tun.

Ich kann es statistisch nicht belegen, aber ich bin überzeugt, daß der Aufstieg der religiösen Rechten in den amerikanischen Vororten – eine Bewegung, die derzeit aus ihren traditionellen Hochburgen in den Kleinstädten in die Städte vordringt – einem zunehmenden Gefühl der existentiellen Bedrohung entspricht. Noch deutlicher zeigen sich viele zeitgenössische Bauprojekte als Rückzug aus einer komplexen Welt; sie bedienen sich einer in der „Tradition“ befangenen Architektur, die einen mythischen kommunalen Zusammenhalt und gemeinsame Identität aus der Vergangenheit heraufbeschwört. Diese Trostsuche in einer scheinbar schlichteren Ära zeigt sich in Neuengland in den Wohnanlagen der amerikanischen Stadtplaner Elizabeth Platter-Zyberg und Andreas Duwany, bei den britischen Architekten, die sich für den Prinzen von Wales um eine Wiederbelebung „einheimischer“ englischer Architektur bemühen, sowie bei den Stadtviertelsanierungen Leon Kriers auf dem Kontinent.

All diese Kämpfer gegen die Unbehaustheit sind Artisten der Klaustrophobie, deren Ikonen jedoch Stabilität, Langlebigkeit und Sicherheit zu verheißeln scheinen. Man könnte sagen, diese Phantasiekommunen – christliche Vororte oder Stadtviertel, die sich gegen Immigranten verschanzen – seien Reaktionen auf reale Verletzungen. Und man könnte zu dem Schluß kommen, Arendts ideale Stadt sei dazu verurteilt, ein ferner Traum zu bleiben. In unserer Zeit sieht das Bild eher so aus, daß die Menschen, da sie im Berufsleben mehr leiden, zunehmend nach den Tröstungen geschlossener Systeme suchen. Aber ganz so pessimistisch bin ich doch nicht.

Zum einen können auch Orte auf die Wirtschaft einwirken, statt nur defensiv auf sie zu reagieren. Die sich entwickelnden Großfirmen präsentieren sich losgelöst von den lokalen Mächten: eine Produktionsstätte in Mexiko, ein Büro in Bombay, ein Kommunikationszentrum in Manhattan – das alles scheinen bloße Knoten in einem globalen Netz. Die

Kommunen wagen es nicht, ihre Möglichkeiten zu nutzen, zum Beispiel Steuern zu erheben oder lokale Bestimmungen durchzusetzen, weil sie glauben, die Firmen könnten ihre Knoten mühelos verlagern – von Mexiko nach Kanada, von Manhattan nach Boston.

Die Spaltung zwischen politischem Gemeinwesen und Wirtschaft ist jedoch nicht notwendig unüberwindlich. Schon jetzt lassen sich Anzeichen erkennen, daß die Wirtschaft von Örtlichkeiten nicht ganz so unabhängig ist wie angenommen: In Dubuque, Iowa, kann man jede beliebige Aktie kaufen, aber eine Aktienbörse im Maisfeld gibt es nicht; die efeubewachsenen Kloster Harvards mögen so manches intellektuelle Talent hervorbringen, aber es mangelt ihnen an der Verrücktheit, der Unordnung und den Überraschungen, die Manhattan zu einem so anregenden, wenn auch nicht unbedingt angenehmen Arbeitsfeld machen. Ähnlich zeigt sich zunehmend auch in Südostasien, daß örtliche soziale und kulturelle Besonderheiten bei Investitionsentscheidungen von großer Bedeutung sind.

Firmen sind ebensowenig wie ihre Angestellten selbstbestimmte, freie Subjekte; daher besteht die Möglichkeit, kommunale Forderungen an die Ökonomie zu richten. Eine Kommune kann zum Beispiel mit investitionsbereiten Firmen einen Vertrag aushandeln, wonach im Ausgleich für Steuererleichterungen und andere Vorteile Arbeitsplätze auf eine bestimmte Zeit garantiert werden. Es besteht auch die Möglichkeit, strenge Bestimmungen für den Umgang mit älteren Arbeitskräften durchzusetzen. Wichtig erscheint mir eher der Wille zu handeln als ein besonderes politisches Zaubermittel; denn bislang trat die Politik eher als demütiger Bittsteller auf denn als notwendiger Partner mit eigenen Bedürfnissen.

Es besteht auch einiger Grund zu der Hoffnung, daß starke Kommunen nicht dazu verurteilt sein müssen, sich nach innen zu wenden. In neuerer Zeit bemüht sich die Stadtplanung darum, der Klaustrophobie entgegenzuwirken und Gemeinschaften füreinander zu öffnen. Zum Beispiel haben Planer bei Konzepten „aktiver Randbebauung“ danach gestrebt, neue Wohngebiete von den lokalen Zentren weg und an die Grenzen zwischen den Gemeinden zu verlegen: Wie bei einigen Experimenten in Ostlondon lautet das Ziel, den Rand zu einer Zone der Interaktion und des Austauschs zwischen verschiedenen Gruppen zu machen. Eine andere Strategie besteht darin, zentrale Räume zu diversifizieren: Planer in Deutschland erforschen, wie man in zen-

tralen Fußgängerzonen wieder Leichtindustrie ansiedeln könnte.

Solche städtischen Strategien wollen kein spezifisches Ergebnis vorherbestimmen. Ihr Ausgangspunkt sind bestimmte Annahmen über den Veränderungsprozeß: Bei den Verfechtern der „aktiven Randbebauung“ ist es die Vorstellung, je mehr die Menschen interagierten, desto stärker würden sie mit jenen konfrontiert, die ihnen unähnlich sind; bei den Planern der Innenstädte lautet der Ausgangspunkt, daß der Wert des Raums wächst, wenn er nicht nur kommerziellen Wert besitzt. Sie versuchen, Hannah Arendts Huldigung an die antike Agora mit ihren unterschiedlichen, sozial einbindenden Funktionen in heutige Räume zu übersetzen.

Hinter diesen hoffnungsfrohen Experimenten lauert die Drohung dessen, was eine Stadt zu einer Stadt macht: ihre Unpersönlichkeit. Die Literatur der modernen städtischen Kultur – von Baudelaire über Aragon und Benjamin bis zu Jane Jacobs – sieht in der gesichtslosen Menge immer wieder ein Mittel gegen die Ichbezogenheit mit all ihren Bürden, eine Freisetzung in eine weniger personalisierte Existenz.

Natürlich wird niemand behaupten, ein unpersönliches Stadtleben könne der Realität wirtschaftlichen Scheiterns oder den dadurch ausgelösten Empfindungen ein Ende machen. Ebensowenig hat sich die innovative Stadtplanung in ihrer Bemühung um lebendige Randzonen oder gemischte Zentren auf das Problem dauerhafter sozialer Beziehungen konzentriert: Das überließ man ästhetischen und sozialen Reaktionären, obwohl doch die Suche nach neuen Formen dauerhafter menschlicher Beziehungen im Mittelpunkt der Konfrontation mit der sich entwickelnden politischen Ökonomie stehen sollte.

Aber schon die Wohltat des dichten Geflechts aus Straßen, Kneipen, Spielplätzen und Märkten – weit lebendigere Orte als die Phantasiegemeinschaften von Prince Charles – bleibt nicht folgenlos. Solch verdichtete Formen bürgerlicher Gesellschaft prägen, wie sich Menschen selbst als Bürger wahrnehmen. Das Gefühl eines „Rechts auf die Stadt“, wie das der verstorbene Henri Lefèbvre ausdrückte, verhilft Menschen zu dem Gefühl, sie hätten auch ein Recht auf andere Rechte.

Aus dem Englischen von Meinhard Büning